

Philosophieolympiade 2009 - Landeswettbewerb

*Kann man Liebe haben? Wenn man das könnte, wäre Liebe ein Ding, eine Substanz, mithin etwas, das man haben und besitzen kann. Die Wahrheit ist, dass es kein solches Ding wie „Liebe“ gibt. „Liebe“ ist eine Abstraktion. In der Wirklichkeit gibt es nur den Akt des Liebens. Liebe ist ein produktives Tätigsein. Was als Liebe bezeichnet wird, ist meist ein Missbrauch des Wortes, um zu verschleiern, dass in Wirklichkeit nicht geliebt wird. (Erich Fromm, *Haben oder Sein*)*

„Liebe ist...“, diese Frage stellt sich bereits seit mehreren Jahrzehnten ein beliebter Cartoon, und die Popularität dieses Frage-Antwort-Spiels wie auch seine beliebige Wiederholbarkeit unter Verwendung immer neuer Aspekte dessen, was als Liebe gilt, zeigen ein drängendes Problem des „Undings“ Liebe auf: seine sprachliche Definition. Natürlich ist uns klar, dass Liebe in vielen Erscheinungsformen auftritt, die wir dementsprechend unterschiedlich benennen. Ebenso wissen wir, dass wir ohne sie nicht auskommen; wir brauchen die unbedingte Zuwendung der Mutter, um überhaupt am Leben zu bleiben und uns entwickeln zu können, und später die Unterstützung und Anteilnahme verschiedenster Menschen, um nicht emotional zu verkümmern. Gerade weil wir um diese Notwendigkeiten wissen, machen wir uns so viele Gedanken über die Liebe, wir sehnen uns nach ihr und fürchten sie zugleich, versuchen sie zu ergründen, zu begreifen, und vergessen bereits bei diesen Überlegungen, dass wir *Liebe an sich* im wahrsten Sinne des Wortes niemals begreifen können: weil Liebe nicht ist, sie hat weder klar umrissene (abstrakte) Form noch Gestalt. Liebe als Substantiv ist ein sprachlicher Irrtum.

Diese Vergegenständlichung liegt in der Eigenheit der Sprache¹ (nicht nur unserer) begründet, die die Nominalisierung bestimmter Verben zulässt – speziell, wenn es sich um Gefühle handelt, wie etwa Freude oder Trauer. Was uns nicht weiter überrascht, da Gefühle mithin tatsächlich wie Zustände erscheinen, die wir annehmen und ablegen können und somit über ihre Abstraktheit hinaus eine äußerst gegenständliche Komponente erlangen, erklärt Erich Fromm in dem Buch, aus dem oben genanntes Zitat stammt, als Ausdrucksform eines seelischen Zustands, nämlich dem am Haben orientierten. Diese Grundhaltung sei die in der industrialisierten Gesellschaft vorherrschende, und sie drücke sich auf sämtlichen Ebenen des sozialen Lebens aus: vom Wirtschaftssystem, das auf der Vermehrung von Kapital beruht, bis zu sprachlichen Besonderheiten wie der Umschreibung geistiger Zustände mit dem Hilfswort *haben*. Phrasen wie „Ich habe keine Lust“, „Ich habe keine Ahnung“ oder „Ich habe ein Problem“, so behauptete Fromm, nehmen mit der fortschreitenden Besitzorientierung zu und sind somit Indikatoren für die grundlegende gesellschaftliche Haltung. Dem gegenüber stellt er den Zustand des Seins, der das eigentliche Ideal menschlichen Lebens darstellt und dem Menschen erst seine volle

¹ Dass unser Denken und unsere Wahrnehmung maßgeblich durch die Sprache beeinflusst werden, wurde von fähigeren Philosoph/innen, als ich es bin, bereits ausführlich diskutiert und dargelegt und kann deshalb hier als Grundlage der Argumentation vorausgesetzt werden.

Entfaltung ermöglich, weil er sich nicht mehr durch das definiert, was er *hat* (und daher auch wieder verlieren kann), sondern durch das, wer er *ist*. Ihm entsprechen auf der sprachlichen Ebene jene Ausdrücke, die das Subjekt als Handelnden und Empfindenden, nicht aber Besitzer bezeichnen, also etwa „Ich fürchte mich“ oder „Ich bin glücklich“².

Man kann von seiner in mancher Hinsicht beinahe esoterisch anmutenden Theorie halten, was man will, Fromms Feststellung, dass sich grundlegende gesellschaftliche Haltungen letztlich auch in der gemeinsamen Sprache ausdrücken, lässt sich aber kaum bestreiten. Die sprachliche Umformung eigentlich dynamischer Prozesse in Objekte, die außerhalb des Subjekts liegen, ist insofern problematisch, als sie dadurch eine zusätzliche Dimension der Unkontrollierbarkeit gewinnen: *Habe* ich ein Problem heißt das noch nicht, dass ich auch weiß, wie es beschaffen ist und wie ich es wieder loswerden soll; *mache* ich mir allerdings Sorgen, so bin eindeutig ich selbst deren Ursache und könnte meine Situation eigenmächtig verändern. Durch die Vergegenständlichung unserer Gefühle liefern wir uns ihnen also indirekt aus, auch wenn es zunächst scheint, als nähmen wir sie in Besitz.

Die Liebe stellt in dieser Hinsicht einen Spezialfall dar, weil ihre Vergegenständlichung bereits in früheren Kulturen so weit fortgeschritten war, dass sie personifiziert wurde. Wie dieser Eros etwa bei den alten Griechen dann tatsächlich aussehe, darüber ließ sich schon auf Platons Symposion eine ganze Nacht lang diskutieren, dass er aber jedenfalls eine bestimmte Gestalt haben müsse, stellten die meisten der Teilnehmer nicht einmal in Frage. Eros, als der liebende, zeugende Geist, hatte ganz bestimmte Eigenschaften und existierte (auch) außerhalb des Menschen. Bis heute sind Amors Pfeile Symbol für plötzliches und heftiges Verliebtsein, das wie ein göttlicher Wille unerwartet von uns Besitz ergreift – ohne, dass wir bewusst dazu beigetragen hätten. Von dieser Personifizierung der Liebe ist man inzwischen abgekommen. Übrig blieb die Tendenz, der Liebe je nach persönlichen und/oder kulturellen Überzeugungen bestimmte Attribute zuzuweisen und sie auf diese Weise zu idealisieren, sie also sowohl im positiven als auch im negativen Sinne auf bestimmte Eigenschaften und Erscheinungsformen zu reduzieren: „Love is noise, love is pain“ etwa ist so eine Feststellung, die zwar eher entmutigend wirken mag, mit der sich aber genügend Menschen identifizieren können, um *The Verve* und ihrer gleichnamigen Comeback-Single Erfolg zu bescheren. Daraus lässt sich schließen, dass Liebe für viele einen schmerzhaften und lärmenden, also aufrührenden, verwirrenden Charakter hat, und umgekehrt nicht also solche identifiziert wird, wenn ihr diese Attribute fehlen.

Das nach wie vor existierende Ideal der vollkommenen Liebe zeichnet sich besonders durch Selbstlosigkeit und Bedingungslosigkeit aus – in den monotheistischen Religionen entspricht ihr die Liebe Gottes (auch wenn diese durchaus patriarchalisch geprägt und daher fordernd und

² Wie sich an Beispielen älterer Texte leicht feststellen lässt, wurde die Bezeichnung „Glück haben“ früher (etwa zur Zeit Goethes) kaum verwendet; wer Glück hatte, war glücklich. Diese Bedeutung des Wortes ist inzwischen beinahe verschwunden, für uns entspricht glücklich sein eher einem positiven, gelösten Gemütszustand. Im Lateinischen gibt es für beide Bedeutungen noch unterschiedliche Bezeichnungen: „felix“ und „beatus“.

bisweilen strafend ist), im Christentum wurde sie in Jesus Christus personifiziert: Die „fleischgewordene“ Liebe Gottes erlöst durch ihr Opfer die ganze Menschheit. Aus diesem theologischen Verständnis heraus wird klar, dass die höchste Form der Liebe für die Menschen unerreichbar wäre, würde sie ihnen nicht durch einen Gnadenakt zuteil. Dem entspricht die verbreitete Vorstellung von Liebe als einem raren Glücksfall, der nur erwartet, aber nicht beeinflusst werden kann und sich außerhalb unserer Reichweite befindet, bis er uns irgendwann plötzlich ereilt – eine Vorstellung, die Liebe allerdings vor allem auf *geliebt werden*, also auf Empfangen von Liebe reduziert. Aber ist nicht genau diese Konzeption von Liebe, als etwas, das man sich erhofft und hoffentlich irgendwann bekommt, eine Folge der Nominalisierung und des Verlangens, diese vergegenständlichte Liebe in ein Besitzverhältnis zu bringen?

Betrachten wir in diesem Zusammenhang wieder die sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten, so stellen wir fest, dass wir alle, von denen wir geliebt werden, gleichsam besitzen: Wir *haben* Freunde, eine/n Geliebte/n, eine Frau oder einen Mann, und speziell im Deutschen können wir jemanden auch einfach nur *lieb haben*. Alles, was man hat, muss man sich aber auch erwerben, ich muss also etwas tun, um die Liebe eines anderen Menschen zu gewinnen, wodurch Liebe und Zuneigung einerseits den Charakter einer Tauschware erhalten – du liebst mich, weil ich dir etwa Achtung und Aufmerksamkeit schenke und ich erwarte dafür von dir das Gleiche – und andererseits natürlich auch ständig Gefahr laufen, wieder verloren zu gehen. Liebe wird im Verlauf eines solchen Austauschs auf diejenigen Erscheinungsformen reduziert, die, wie oben erwähnt, den gebräuchlichen Idealen entsprechen; deshalb stellen beide Beteiligten bestimmte Erwartungen an die Liebe des anderen, und werden diese nicht erfüllt, reagieren sie entweder mit „Liebesentzug“ oder leiden darunter, nicht geliebt zu werden³. Die Institutionalisierung der Liebe nach dem Schema „Liebe ist...“ führt also in ein Dilemma; sie schließt alle aus, denen diese Form der Liebe eben nicht zuteil wird, und diejenigen, die meinen, sie erworben zu haben, stellt sie unter hohen Erwartungsdruck.

Diesem Dilemma ist nur auf eine Art zu entkommen: indem wir uns von der Liebe an sich verabschieden und uns dem Lieben widmen. Lieben ist einerseits eine Tätigkeit, eine bewusste seelische Bewegung⁴, oder auch, wie Erich Fromm erläutert hat, eine hohe Kunst, die Disziplin, Konzentration und Ausdauer erfordert; andererseits drückt Lieben eine Grundhaltung zur Umwelt aus – und beides, sowohl die Haltung als auch die Tätigkeit, ist erlernbar. Hätte die Liebe tatsächlich den Charakter einer zwar abstrakten, aber dennoch vergegenständlichten Macht, die außerhalb unserer selbst existiert, so wären wir ihr ausgeliefert und müssten uns eben darauf verlassen, dass sie irgendwann in unser Leben tritt, dass wir auch irgendwann einmal „Liebe

³ Christoph Grisseman hat das Misslingen der Liebe als „Tauschhandel“ in einem seiner Kabarettprogramme folgendermaßen ironisiert: „Liebe ist geben, was man nicht hat, und zwar jemandem, der überhaupt nichts davon haben will!“

⁴ Karl Jaspers etwa bezeichnet die Liebe als Bewegung hin zum Absoluten, dem wir uns in der Erkenntnis eines anderen Menschen annähern.

abbekommen“. Doch die Liebe einer Mutter beispielsweise ist kein plötzliches Phänomen (auch wenn die erste, heftige Zuneigung durch hormonelle Prozesse ausgelöst sein mag und dafür sorgt, dass das Neugeborene geschützt und umsorgt wird), sondern ein stetiger Prozess, der mit viel Aufmerksamkeit, Geduld und Ausdauer verbunden ist, und ob sie im psychologischen Sinne gelingt, hängt maßgeblich von der persönlichen Entwicklung der Mutter ab. Dasselbe gilt für die erotische Liebe: Sie mag durch das Auftreten erster Verliebtheit begünstigt und ausgelöst werden, ob sie aber dauerhaft ist, das entscheidet sich daran, wie sehr beide Beteiligte an der Liebe als Institution und daher Austausch und Besitz bestimmter Wertigkeiten orientiert sind oder eben am Lieben selbst. Lieben ist eine im Kantschen Sinne interesselose Tätigkeit, wirklich lieben können wir nur, wenn wir uns von der geliebten Person keinen weiteren persönlichen Nutzen erwarten; sie ist aber gleichzeitig insofern schöpferisch, als das Lieben des Liebenden die Liebe notwendigerweise vermehrt. Schließlich befreit die Orientierung am Lieben selbst von den Unsicherheiten des Besitzens oder Nicht-Besitzens von Liebe; und gerade deshalb ist es für uns schwer vorstellbar und noch schwieriger realisierbar, einfach nur zu lieben. Alles, was wir nicht besitzen oder an seinen Eigenschaften festmachen und daher vergegenständlichen können, erscheint uns unzuverlässig, weil wir nicht gewohnt sind, in der Kategorie des an und für sich Wertvollen, das über die lineare Kausalität der Kosten-Nutzen-Rechnung hinausgeht, zu denken. Die Fähigkeit zu lieben hängt daher stark von der Fähigkeit zur Selbstreflexion ab, und ob wir bereit sind, unsere Grundhaltungen zu überdenken und zu verändern. Doch im Gegensatz zum Konzept von Liebe als Gnade und Glücksfall, die passiv empfangen wird, schließt die Vorstellung von Liebe als Verb, als aktive Tätigkeit niemanden aus: Lieben kann jede/r Einzelne von uns, wenn er/sie sich dafür entscheidet.

Liebe ist nicht, doch solange wir trotzdem hoffen, sie möge sich uns in irgendeiner allgemeingültigen Erscheinungsform offenbaren, wird sie uns enttäuschen. Was wir sprachlich als Substantiv definieren, können wir uns nur noch aneignen, in dem wir es besitzen; was wir besitzen, kann uns genommen werden; eine geistige und seelische Aktivität allerdings lässt sich nicht einschränken und ist von uns selbst aus unendlich reproduzierbar. Wenn wir also beginnen, Liebe als das zu begreifen, was wir *tun*, und nicht als das, was wir für uns selbst erwerben und anderen eventuell zukommen lassen oder aufzwingen, aber nicht beeinflussen, können wir selbst dafür sorgen, sie zu verwirklichen – oder wir übernehmen weiterhin keine Verantwortung, verlieben uns heftig mit hohen Erwartungen und schweren Enttäuschungen und hören dafür konsequenterweise auf, uns unablässig über Fehlen und Scheitern der Liebe zu beklagen.